

4 Schluss

*Cum te municipem Corinthiorum
iactes, Charmenion, negante nullo,
cur frater tibi dicor, ex Hiberis
et Celtis genitus Tagique civis?
an vultu similes videmur esse?
tu flexa nitidus coma vagaris,
Hispanis ego contumax capillis;
levis dropace tu cotidiano,
hirsutis ego cruribus genisque;
os blaesum tibi debilisque lingua est,
nobis + filia + fortius loquetur:
tam dispar aquilae columba non est
nec dorcas rigido fugax leoni.
quare desine me vocare fratrem,
ne te, Charmenion, vocem sororem.¹*

Obwohl du dich damit brütest, Bürger von Korinth zu sein, Charmenion – und keiner streitet es ab – warum nennst du mich „Bruder“, der ich von den Keltiberern abstamme und Bürger vom Tagus bin? Scheinen wir etwa ein ähnliches Gesicht zu haben? Du läufst glänzend herum mit gekräuselter Haartracht, ich unbeugsam mit spanischer Mähne; du bist glatt von deinem täglichen Enthaarungspflaster, ich habe struppige Beine und Wangen; du besitzt einen lispelnden Mund und eine schwächliche Zunge, meine Tochter wird kraftvoller sprechen: So ungleich ist nicht die Taube dem Adler und auch nicht die leicht fliehende Gazelle dem harten Löwen. Höre daher auf, mich Bruder zu nennen, damit ich dich, Charmenion, nicht Schwester nenne.

Dieses Epigramm Martials führt die unterschiedlichen Zugänge dieser Arbeit zusammen, indem der Erzähler seine geschlechtliche und ethnische Identität mit dem charmanten, aber effeminierten Charmenion² kontrastiert. Der Erzähler fühlt sich in seiner Ehre gekränkt, da Charmenion eine Nähe zwischen beiden suggeriert, indem er ihn „Bruder“ nennt. Im aggressiven Gestus zählt der Erzähler die Unterschiede im Habitus der beiden auf, die in Tiervergleichen kulminieren. Hier die dominanten Raubtiere zu Luft und zu Lande, Löwe und Adler, dort die Beute, Taube und Gazelle. Die Pointe besteht aus der Drohung, Charmenion „Schwester“ zu nennen, falls dieser nicht Abstand vom Erzähler nimmt. Komisches Potenzial

¹Mart. 10, 65.

²Bereits der Name lässt sich als Indiz für Effeminierung betrachten. Wenn der letzte Vokal kurz sei, könne es sich um ein griechisches Neutrum handeln, das auf einen weiblichen Referenten verweise (z.B. Kurtisanen): Vallet 2008, 559.

besitzt die Inversion der geschlechtlich bestimmten Anrede, sie affirmiert aber auch die Dominanz des „echten“ Mannes. Weniger komisch aus heutiger Sicht erscheint die mit der Anrede *soror* verbundene Androhung einer Vergewaltigung.³ Sie lässt sich jedoch als wirksames Mittel zur Abgrenzung vom effeminierten Mann und zur Wiederherstellung der gekränkten Ehre des „echten“ Mannes verstehen.

Die hypermaskuline Geschlechtsidentität des Erzählers wird semiotisch erzeugt: Haare, Haut und Sprechweise lassen sich als Zeichen lesen: Weich, sanft und schwächlich ist der frisierte, enthaarte und lispelnde Charmenion; hart, drohend und stark ist der Keltiberer. Das Übermaß an Körperpflege des Mannes, der Korinth für sich als Heimat beansprucht, fungiert als Zeichen für urbane Dekadenz und *mollitia*, die stereotyp Griechen zugeschrieben wurde. Charmenion ist kein echter Mann, möglicherweise sogar ein *cinaedus*, der seinen Körper als Objekt des Sexualbegehrens anderer Männer stilisiert, also ein verweichlichter Lüstling. Den Gegensatz zur griechischen Effeminierung bildet der Keltiberer mit rustikal-rauem Habitus.⁴ Dabei kann er auf das Signifikationspotenzial einer nordbarbarischen ethnischen Identität zurückgreifen. Die bis in die augusteische Zeit militärischen Widerstand leistenden Keltiberer eignen sich in besonderer Weise, den Sprecher als männlichen Krieger erscheinen zu lassen. Zugleich rufen sie Vorstellungen des einfachen Landlebens auf, während Korinth auf städtischen Luxus verweist.

Keiner der beiden Männer besitzt jedoch einen römisch-elitären Habitus, weder die hypermaskuline noch die effeminierte Konfiguration von Männlichkeit kann als hegemonial betrachtet werden. Allerdings ist der Keltiberer stolz auf seine Männlichkeit, während Charmenion als Witzfigur lächerlich gemacht – und bedroht – wird. In Charmenions Körper sind nicht diejenigen Verhaltensdispositionen eingeschrieben, die Differenz zur Weiblichkeit anzeigen. Vielmehr lässt sich sein Körper als Indiz dafür lesen, dass er sich wie eine Frau durch Schönheit und sanfte Sprache auszeichnen will und weder fähig noch willens ist, an den ernstesten Spielen der Männer teilzunehmen. Der struppige Sprecher hingegen kann Ressourcen männlicher Autorität für seine Selbstdarstellung dienstbar machen, auch wenn er als Teilnehmer bei einer Lesung oder einem Gastmahl eines vornehmen Hauses wohl ebenso fehl am Platze wäre wie bei einer Sitzung des Senats. Männliche Dominanz und Ehre waren eng mit der Vorstellungswelt des Krieges verbunden, die durch die ethnische Identität des Sprechers sowie die Raubtiere aufgerufen wird.

Der archaische Bauernsoldat als Verkörperung der moralischen Tradition des *mos maiorum* besaß als Ideal weiterhin diskursive Macht und legitimiert die rusti-

³Zur sexuellen Konnotation von *frater* und *soror* siehe Obermayer 1998, 247f.; C. Williams 1999, 223f. Richlin deutet die Verwendung von *soror* als Anrede sowie die Charakterisierung des Löwen als *rigidus* als Hinweis auf „a threat of anal rape.“ Richlin 1992 [1983], 137.

⁴Ähnlich stellt Juvenal den Gegensatz in seiner achten Satire dar, indem er den unterschiedlichen Umgang mit den Provinzbewohnern gegenüberstellt: *forsitan imbelles Rhodios unctamque Corinthon // despicias. merito: quid resinata iuventus // cruraque totius facient tibi levia gentis? // horrida vitanda est Hispania, Gallicus axis // Illyricum quelatus.* Iuv. 8, 113–117.

kale Erscheinung des Keltiberers. Doch elitäre römische Männer mussten die traditionellen Anforderungen des *mos maiorum* mit einer zeitgemäßen und statusentsprechenden Körperästhetik harmonisieren. Das Geschlecht des Sprechers dürfte wohl nicht anzuzweifeln sein, außer man vermutete hinter der Vortäuschung des hypermaskulinen Habitus einen sich tarnenden *cinaedus*. Maßvoll und selbstbeherrscht wirkt jedoch auch der Sprecher des Epigramms nicht, so dass er als Karikatur männlicher Selbststilisierung erscheint. Der prahlerische und aggressive Kelte ist ebenfalls lächerlich.

Diese keltiberische Witzfigur handelt jedoch männlich, indem sie ihre Ehre zu verteidigen versucht und Dominanz herstellt. Die von Charmenion durch die vertrauliche Anrede hergestellte Nähe bedroht den Sprecher, da er sich von den „weichen“ Verhaltensdispositionen des Nicht-Mannes abgrenzen will, als ob eine Gefahr der Kontamination seiner „reinen“ Männlichkeit vorläge. Ebenso suggerieren die analysierten literarischen Texte in ihrer Gesamtheit eine Kontamination altrömischer Männlichkeit, verstanden als moralische Strenge und Verzicht auf Luxus, durch einen Sittenverfall, der zu *mollitia* führt. Diese war weiblich konnotiert, so dass die Vermeidung des Anscheins von dekadentem Luxus und *mollitia* ein Merkmal des männlichen Habitus bildete. Wollte ein Mann als männlich gelten, hatte er dafür zu sorgen, dass er nicht als weich, sanft und nachgiebig wahrgenommen wurde. Eine solche charakterliche Schwäche konnte im äußersten Fall als Indiz für ein deviantes Sexualbegehren gedeutet werden. Dass Männer jedoch überhaupt als *molles viri* imaginiert werden konnten, belegt die Instabilität der römischen Konstruktion der Männlichkeit. Nicht nur die Geschlechtsidentität einzelner Männer, sondern auch die patriarchale Gesellschaftsstruktur erscheint somit als instabil, da vermeintlich natürliche männliche Charaktereigenschaften die gesellschaftliche Hierarchie legitimierten. Männer konnten sich aber ungezügelt und damit falsch verhalten und somit ihren Anspruch auf Männlichkeit verlieren. Sie waren nicht mehr ernst zu nehmen, da sie sich nicht beherrschen konnten. Dies gilt für alle gesellschaftlichen Aktivitäten römischer Männer, vom Familienvater über den Soldaten bis zum senatorischen Magistraten und *princeps senatus*. So konnte auch die schlechte Herrschaft eines Kaisers im Nachhinein durch seinen defizienten männlichen Geschlechtscharakter erklärt werden.

Die Selbstbeherrschung, die *continentia sui*, diente als wichtigstes generatives Prinzip männlichen Handelns und erzeugte legitime männliche Autorität.⁵ Diese Verhaltensdisposition fehlt den effeminierten Männern und den Frauen, aber auch Barbaren und Griechen. „Echte“ Männer herrschen über andere – aber auch über sich selbst. Wer diesem Anspruch nicht gerecht wurde, konnte sich nicht auf dieses Mittel zur Legitimation männlicher Herrschaft berufen. Frauen wurde die Fähigkeit, sich selbst zu beherrschen, grundsätzlich nicht zugestanden. Männer, denen dies nicht gelang, waren weich, da sie ihren Affekten und Trieben nachgaben. *Mollitia* ist ein Mangel an Selbstbeherrschung und Ernsthaftigkeit. Zugleich waren

⁵ Edwards 1993; Späth 1994, 2011; C. Williams 1999.

aber Praktiken der kulturellen Verfeinerung, die der sozialen Distinktion dienten, grundsätzlich dem Verdacht der *mollitia* ausgesetzt, da sie an Idealen eines mythisch verklärten archaischen Roms gemessen wurden.⁶ In der Kaiserzeit waren ebendiese Praktiken, die als Luxus diffamiert werden konnten, in zunehmendem Maße üblich und sogar notwendig, um seinen sozialen Status adäquat zu präsentieren. Politische Ämter brachten immer noch Ehre mit sich, militärische Leistung ebenfalls. Eingehegt und kontrolliert wurden diese Felder jedoch durch den Kaiser, so dass soziale Distinktion durch Bildung und Lebensstil an Wert gewinnen musste, da die Positionierung als elitärer Mann davon abhängig war, von anderen als elitär und männlich wahrgenommen zu werden. Die objektive Logik des sozialen Raums der kaiserzeitlichen Elite erforderte Distinktionspraktiken, die sich auf kulturelle Kompetenz und Luxuskonsum stützten, während Wahrnehmungs- und Bewertungsschemata immer noch durch die Vorbilder der frugalen *maiores* geprägt waren.⁷

Kulturelle Verfeinerung war also moralisch verdächtig, zugleich aber Bestandteil der Lebenswirklichkeit wohlhabender Männer. Spätestens seit augusteischer Zeit traten auch Senatoren mit Poesie hervor, ohne dadurch Gefahr zu laufen, sich als wahre Römer zu disqualifizieren, solange sie den Pflichten des *negotium* nachkamen. Rhetorische Kompetenz war bereits in der Republik eine wichtige Voraussetzung, um sich als Mann in der Politik auszuzeichnen. Traditionell galt sie als ernste und männliche Tätigkeit und behielt ihren Wert unter veränderten Bedingungen auch in der Kaiserzeit. Frauen traten nicht vor Gericht als Anklägerinnen oder Verteidigerinnen auf, Frauen sprachen nicht im Senat. Diejenigen Männer, die öffentlich redeten, mussten es vermeiden, als schwach und weiblich zu erscheinen. Vorbilder können jedoch weder Charmention mit seiner schwächlichen Stimme noch der Sprecher des Epigramms mit seinem ungepflegtem Äußeren sein. Kraftvoll und männlich musste der römische Redner erscheinen, zugleich aber auch elegant in seinen Bewegungen und kontrolliert in seiner äußeren Erscheinung.⁸ Geistige griechische Bildung war ohnehin zulässig, wohldosiert war sogar die grundsätzlich als unnütze Spielerei abgewertete Athletik nicht durchweg zu verurteilen, um die Gestik männlich und elegant erscheinen zu lassen. Die Übernahme von Elementen der griechischen Kultur schloss eine Anerkennung als römischer Mann nicht aus. Kulturelles Kapital griechischer Herkunft wurde in der Kaiserzeit in Rom adaptiert und akzeptiert, solange die Aneignung mit Augenmaß erfolgte, also von *continentia* gesteuert war. „Echte“ Römer grenzten sich von Griechen nicht durch eine kategoriale Ablehnung griechischer Kultur ab, sondern durch den angemessenen und kontrollierten Umgang mit ihr.⁹

Eng verwandt mit der *continentia* als generativem Prinzip des männlichen Habitus war die ausdauernde und widerständige Leidensfähigkeit, die *virilis patientia*.

⁶ Gleason 1995; C. Williams 1999; Meister 2012; Olson 2014.

⁷ Leppin 1992b; Wallace-Hadrill 2008; Roller 2011; Stein-Hölkeskamp 2019.

⁸ Richlin 2003 [1997]; Gunderson 2000.

⁹ Wallace-Hadrill 2008.

Dem Bereich des Krieges entstammend lässt sich diese Verhaltensdisposition so verstehen, dass Männer „hart im Nehmen“ sein müssen. Römische Männlichkeit ist nicht nur aktiv zu bestimmen, sondern auch durch die prinzipiell eher weiblich konnotierte Disposition, Dinge zu ertragen und erdulden.¹⁰ Je höher der soziale Status, desto weniger mussten Männer tatsächlich physisch ertragen. Dass sie es aber könnten, wenn es denn nötig wäre, legitimierte die geschlechtliche Hierarchie. Im sozialen Feld des Krieges war diese Verhaltensdisposition sogar konstitutiv für die militärische Disziplin. Zugleich entspricht dieses Prinzip der Vorstellung der an Entbehrung und Leiden reichen imaginierten römischen Frühzeit, als große Männer noch selbst auf dem Feld arbeiteten und sich im Kampf als tapfere Krieger auszeichneten. Sowohl Krieg als auch *mos maiorum* dienten als Ressourcen der Legitimation männlicher Herrschaft. Ein moralisierender Diskurs, der sich auf vergangene *exempla* stützte, verlieh männlicher Herrschaft ihre Autorität, jedoch ist eine Diskrepanz zur lebensweltlichen Praxis feststellbar. Elitäre Männer der Kaiserzeit pflegten keinen rustikal-asketischen Lebensstil, wie er dem idealen Bauernsoldaten der römischen Frühzeit attestiert wurde, woraus sich seine moralische Superiorität ableitete. *Patientia* mag für den elitären Mann der Kaiserzeit dann notwendig gewesen sein, wenn er sich in seiner Ehre gekränkt fühlte oder im Wettkampf um kaiserliche Gunst unterlag. In der symbolischen Ordnung Roms war diese ursprünglich auf die Überwindung körperlicher Grenzerfahrung ausgerichtete Disposition weiterhin wirksam, da sie den „harten“ und somit „echten“ Mann kennzeichnete.

Der „echte“ Mann musste über *continentia* verfügen. Die Beherrschung seiner selbst stellte eine notwendige Verhaltensdisposition eines elitären männlichen Habitus dar, jedoch kann sie nicht als asketische Norm im Sinne der imaginierten römischen Frühzeit verstanden werden. Die Selbstbeherrschung wurde als genuin männlich konzipiert, so dass sich daraus die moralische Superiorität bestimmter Männer, denen *auctoritas* und *gravitas* zuerkannt werden konnte, ergab. Frauen wurde diese Fähigkeit prinzipiell abgesprochen; Männer, denen es nicht gelang, diese Eigenschaft glaubhaft für sich in Anspruch zu nehmen, konnten als unmännlich klassifiziert werden. Die im satirischen Diskurs kritisierte literarische Figur des *homo bellus* verbindet einen Mangel an Selbstbeherrschung mit unmännlich und weiblich konnotierten Interessen. In seinem Lebensstil fehlt es an „ernster“ Tätigkeit, die nicht mehr nur Krieg und Politik umfassen musste, aber zumindest „ernsthafteres“ literarisches Interesse als Klatsch und Tratsch sowie würdevollere körperästhetische Entscheidungen erforderte. Ein „leichtes“ Leben erschien sonst lächerlich.

Ein „echter“ Mann war man nicht automatisch aufgrund bestimmter körperlicher Merkmale, die bei der Geburt festgestellt wurden. Auch wenn Männlichkeit als natürliche Anlage galt und die Natur als Legitimationsinstanz dienen konnte,

¹⁰ Zur Kategorisierung römischer Sexualität in aktiv/passiv siehe Kapitel 1.4; zur *virilis patientia* siehe Kapitel 3.2.2.

wurde nicht jedem Mann ein geeigneter männlicher Habitus attestiert. Um als „echter“ Mann zu gelten, musste man sich auch männlich verhalten. Die Diskrepanz zwischen den Wertvorstellungen archaisch-römischer Männlichkeit, wie sie in den *exempla* der Frühzeit verdichtet vorlag, und dem Bedürfnis, den eigenen Sozialstatus durch kulturelle Distinktion zu markieren, deutet auf einen komplexen Aushandlungsprozess hin. Die zahlreichen Belege literarischer Kritik an männlicher Defizienz lassen sich als Kritik am Verhalten bestimmter Männer auffassen, die nicht männlich genug oder auch zu männlich zu sein schienen. Die Kritik demonstriert jedoch auch, dass tradierte Vorstellungen von Männlichkeit in der Kaiserzeit weiterhin wirksam waren in einer sich verändernden Gesellschaft. Der asketisch-frugal orientierte Lebensstil scheint eher geeignet gewesen zu sein, um als römischer Mann ernst genommen zu werden. Ein hedonistisch-zügelloses Auftreten war eher der Gefahr ausgesetzt, mit dem Makel weiblicher oder orientalischer Schwäche behaftet zu werden.

Männliche Autorität stützte sich auf die Vorstellung einer moralischen Überlegenheit, die idealerweise als Selbstbeherrschung sichtbar wurde. Elitäre Männer mussten aber auch ihren feinen Geschmack und ihren Wohlstand präsentieren, um sich von subelitären römischen Männern oder primitiven Barbaren abzugrenzen. Potenziell verweichlichende und moralische Defizienz konnotierende Praktiken mussten in der Weise performativ aktualisiert werden, dass ein hoher sozialer Status sowie zugleich die moralische Qualität der Selbstbeherrschung sichtbar wurden, ohne als effeminiertes *Graeculus* wahrgenommen zu werden. Männer sollten „hart“ erscheinen und vor allem sich selbst gegenüber „hart“ sein. Aber ein elitärer Mann musste ebenso über kulturelles Kapital verfügen, ohne dadurch „aufzuweichen“. In einer Umdeutung von Martials Pointe zum *homo bellus* lässt sich die Performanz authentischer römischer Männlichkeit somit ebenfalls als *res pertriosa* bezeichnen.¹¹

Mentale sowie körperliche Disziplin und die daraus resultierende nötige Härte, um Leiden zu ertragen, wurden als römische Eigenschaften angesehen. Die Tradition der Nordbarbarendarstellung, in die sich der Sprecher des Epigramms einreicht, um sich von dem verweichlichten Charmenion abzugrenzen, sprach den tapferen, aber dummen Kriegern ebendiese Disziplin beim Ertragen längerfristiger Strapazen ab. Ein römischer Mann sollte idealiter nicht nur tapfer sein, sondern auch mit Ausdauer die Mühen des Krieges oder der Feldarbeit ertragen. Beides dient der Gemeinschaft: Der Soldat schützt, der Bauer ernährt. Die Bereitschaft des Mannes, im Krieg zu sterben, dient somit nicht nur seiner persönlichen Ehre, sondern stellt einen Beitrag zum Schutz und Fortbestand seiner sozialen Gruppe dar. Diese geschlechtlich begründete Arbeitsteilung im Krieg wirkt als diskursive Strategie euphemisierend und naturalisierend, indem männliche Herrschaft als sozial nützlich und selbstverständlich erscheint. Wegen ihrer *continentia* und *virilis patientia* sind römische Männer hart und tapfer, sie können ihre Ängste und Triebe zügeln. Dar-

¹¹Mart. 3, 63.

aus folgt, dass sie auch ohne in den Krieg zu ziehen potentiell erfolgreiche Krieger sind, die ihre Gemeinschaft schützen. Ihr moralisch aufrichtiges und die kollektiven Interessen durchsetzendes Verhalten berechtigt sie zur Herrschaft. Ein Mann wie Charmenion kann sich auf diese Quellen legitimer Herrschaft nicht berufen, sondern lässt sich von seiner eigenen *libido* beherrschen. Römische Männlichkeit setzt somit einen moralischen Charakter voraus, der auf Selbstbeherrschung und ernsthaften Dienst an der Gemeinschaft ausgerichtet ist.

Diese moralische Konzeption des männlichen Geschlechtscharakters wirkte als Form symbolischer Gewalt, indem männliche Herrschaft als natürlich und erstrebenswert repräsentiert wurde. Das physische Gewaltpotenzial germanischer Männer diente dem Schutz ihrer Familie, römische Soldaten und Feldherren sicherten den Fortbestand des römischen Volkes. Männliche Gewalt im Krieg, die zu Tod und Versklavung führte, wird auf diese Weise naturalisiert, damit euphemisiert und als dem Kollektivinteresse dienend gedeutet. Funktional eingebunden war das Konzept einer männlichen Ehre, die der einzelne Mann vor anderen Männern und Frauen beweisen und behaupten musste. Als hart und tapfer wahrgenommen zu werden, bedingte diese Ehre ebenso wie der Anschluss an die moralische Tradition. Charmenion als *mollis* ist somit unehrenhaft, eine Assoziation mit ihm sieht der Sprecher des Epigramms als Verletzung seiner eigenen männlichen Ehre. Die verbale Demütigung Charmenions dient der Diffamierung des Gegners und der Grenzziehung zwischen zulässigem und unzulässigem männlichen Körper und Charakter. Somit lässt sich die angedrohte Vergewaltigung weniger als körperliche Bedrohung, denn als Demonstration der Macht eines echten Mannes gegenüber einem Nicht-Mann verstehen.

Was bedeutete es also, im kaiserzeitlichen Rom ein „echter“ elitär römischer Mann zu sein? Wohlstand war eine notwendige Voraussetzung, jedoch verfügten auch Frauen über ökonomische Macht. Ein vornehmer Familienstammbaum konnte dazu beitragen, jedoch genügte dieser nicht: *nobilitas sola est atque unica virtus*.¹² Männliche Ehre erfordert männliches Handeln. Authentische Männlichkeit war kein konstantes Attribut, sondern musste immer wieder performativ aktualisiert werden. *Virtus* lässt sich als moralische Exzellenz eines Mannes verstehen, der sowohl über *continentia* und *virilis patientia* verfügt. Im zivilen Leben ließen sich diese Verhaltensdispositionen dadurch veranschaulichen, dass man sich um eine ernste Tätigkeit bemühte und einen würdevollen, das rechte Maß einhaltenden, Lebensstil pflegte. Innerhalb seiner Ehe sollte der Ehemann die Zügel in der Hand halten, was anscheinend nicht immer gelang. Sexualbeziehungen konnte er gleichzeitig recht frei eingehen, solange er die Vorgaben des Penetrationsmodells und den Sozialstatus seiner Partner beachtete. Seine öffentliche Uniform war die Toga, die ihm ein würdevolles Auftreten ermöglichte und eine Konfliktlösung ohne physische Gewalt suggerierte. Körperliche Kraft oder auch Kunstfertigkeit galten

¹²Iuv. 8, 20. Die Wertlosigkeit hochberühmter Ahnen im Angesicht amoralisch und unmännlich markierten Verhaltens verdeutlicht Juvenal zuvor: Ibid. 8, 1–19.

nicht als bewundernswerte Eigenschaften, konnten jedoch für den öffentlichen Redevortrag dienstbar gemacht werden. Dabei soll er seinem Publikum gefallen, aber nicht zu sehr. Distinktion durch kulturelle Verfeinerung war durchaus erstrebenswert, aber zugleich behielten überlieferte Normen der Selbstbeschränkung ihre Gültigkeit. Ein dekadenter und übermäßig luxuriöser Lebensstil ließ den nötigen Ernst vermissen, ein unkultivierter und übermäßig schlichter Lebensstil entsprach nicht den Erfordernissen standesgemäßer Würde. Analog war die körperliche Heixis in Einklang mit diesem Mittelweg zu bringen.

Wie es der Kontrast zwischen Charmention und dem Keltiberer illustriert, kann die Körperbehaarung eines Mannes diese Gratwanderung verdeutlichen. Grundsätzlich indizierte Haare Männlichkeit. Der Natur ihren freien Lauf zu lassen und auf jegliche Eingriffe zu verzichten, verstieß jedoch gegen die Erfordernisse statusentsprechender Eleganz. Im Gegenzug verwies eine übermäßige Haarentfernung und kosmetische Pflege auf Weiblichkeit und moralisch verdächtige *mollitia*. Die körperästhetische Praxis reflektiert den Sozialstatus und wird gleichzeitig als Hinweis auf den moralischen Charakter eines Mannes begriffen. In der literarischen Verhandlung der angemessenen Befolgung moralischer Normen spiegelt sich die diskursive Regulierung der Frage, wer als „echter“ römischer Mann galt. Eine Transgression der Normen der moralischen Tradition war in Einzelfällen aufgrund ökonomischer Potenz oder sozialer Beziehungen möglich, jedoch setzte sich ein solcher Grenzgänger der Möglichkeit aus, kritisiert und ausgelacht zu werden.

„Echte“ römische Männer wollten aber ernst genommen werden. Ihre Autorität stützte sich darauf. Ernst zu nehmen war ein Mann sowohl durch die Inszenierung moralischer Integrität als auch durch die Inkorporation kulturellen und ökonomischen Kapitals. Lächerlich waren defiziente Männer, die schwach, weich und moralisch korrumpiert erschienen. Diese defizienten Konfigurationen von Männlichkeit scheinen eher geeignet, männliche Herrschaft zu bedrohen, als mächtige Frauen, die über die Natur von der Herrschaft ausgeschlossen wurden. Ein defizienter Mann stellt männliche Herrschaft infrage, da er das Potenzial des Scheiterns illustriert. Zugleich legitimiert er aber die Herrschaft der „echten“ Männer. Die Instabilität der Performanz von Männlichkeit lässt sich somit als Bedingung der Stabilität der Struktur männlicher Herrschaft betrachten. Der effeminierte Mann definiert nicht nur die Grenzen zulässigen männlichen Verhaltens, er legitimiert die Existenz „echter“ Männer: Wer sonst sollte Verantwortung tragen? Der Glaube an die moralische Superiorität der herrschenden Männer stützte soziale Hierarchien, der moralische Anspruch kontrollierte aber auch das Verhalten übermächtiger Männer. Ein politisches Amt wurde für einen bestimmten Zeitraum verliehen und war somit im Besitz des Amtsträgers. Seine Autorität als römischer Mann war jedoch abhängig von der performativen Inszenierung der Männlichkeit. Die Kontinuität der in den altrömischen *exempla* verkörperten Werte lässt sich insofern nicht nur als ideologische Legitimationsgrundlage, sondern auch als moralisches Korrektiv der sozialen Praxis erklären, da männliche Herrschaft immer noch an den Idealen des *mos maiorum* gemessen werden konnte. Wenn die Ideologie altrö-

mischer moralischer Exzellenz nicht als praktisches Korrektiv wirkte, begründete sie aber zumindest den Glauben an römisch-männliche Superiorität, die im Habitus römischer Männer objektiviert wurde, und stabilisierte folglich männliche Herrschaft im antiken Rom.